

Lebendige Seelsorge: Herr Michels, Sie sind einer der jüngsten Theologieprofessoren in Deutschland. Das heißt auch: Sie haben noch fast 30 Jahre bis zur Pensionierung vor sich. Worauf werden Sie – in der besten aller Welten – bei Ihrer Abschiedsvorlesung dankbar zurückschauen?

Stefan Michels: In der besten aller Welten werde ich auf eine schöne und fruchtbare wissenschaftliche Karriere innerhalb einer Disziplin zurückschauen, die es geschafft hat, sich trotz scheinbarer Randständigkeit zwischendurch wieder in

das Mittelfeld des universitären Diskurses zurückzukämpfen. Und ich kann hoffentlich dankbar darauf zurückschauen, dass ich nach Kräften alles dafür getan habe, dass das funktioniert hat. Ich werde sehr dankbar für die Möglichkeiten sein, die mir diese Disziplin gegeben hat: für meine eigene Persönlichkeitsentfaltung, für meinen wissenschaftlichen Weg, für meine Fragen an Menschen und an Gott, für Fragen, die ich an die Geschichte und die Gegenwart stelle. Und schließlich wird in

der besten aller Welten auch die Theologie wieder eine stärkere Bedeutung im gesellschaftlichen Diskurs einnehmen – auch international. Davon bin ich fest überzeugt und darauf würde ich eingehen bei meiner Abschiedsvorlesung.

LS: Sie gehören zu denjenigen Kolleginnen und Kollegen, die der evangelischen Theologie grundlegenden Renovierungsbedarf attestieren. Wo liegen aus Ihrer Sicht die Herausforderungen?

Michels: Obwohl ich denke, dass das ein interkonfessionelles Thema ist, spreche ich hier aus der Warte des evangelischen Theologen. Bleiben wir erst einmal innerhalb der Universitätsmauern, im Kontext des inter- und transdisziplinären Diskurses. Da ist es elementar, hellwach und methodisch am Ball zu bleiben, um überhaupt Fragen wahrzunehmen, die andere Disziplinen an uns stellen: seien es beispielsweise die Geschichtswissenschaft, die Religionswissenschaft, die Germanistik oder die Musikwissenschaft, mit denen ich viel zu tun habe. Es ist eben tatsächlich eine Herausforderung, auf alle diese Disziplinen irgend-

Stefan Michels

Dr. theol., Prof. für Kirchengeschichte am Fachbereich Evangelische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt.

Bernhard Spielberg

Dr. theol. habil., Prof. für Pastoraltheologie und Homiletik an der Universität Freiburg; Mitherausgeber der *Lebendigen Seelsorge*.

Theologie zerfällt nicht wie ein Soufflé in sich selbst, sondern geht nach außen auf.

Ein Gespräch mit Stefan Michels

wie sprachfähig zu antworten. Deshalb ist es wichtig, Studierende möglichst früh in Begegnung mit der Interdisziplinarität zu bringen, in der die Theologie eigentlich immer schon lebte. Sie zerfällt ja nicht wie ein Soufflé in sich selbst, sondern geht sozusagen nach außen auf. Sie ergötzt sich auch nicht an ihren eigenen Äußerungen, sondern bewegt sich gerne im Dialog.

Die zweite Herausforderung betrifft die Ausbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern, von Religionslehrerinnen und -lehrern, von wissenschaftlichem Personal und Kulturpersonal – eben aller Berufe, die aus dem theologischen Kontext hervorgehen. Hier stellt sich die Frage, wie die praktische Ausbildungsphase im Referendariat bzw. Vikariat und der wissenschaftliche Weg vernünftig in Einklang gebracht werden können. Man muss die Balance zwischen einer vielerorts studentisch gewünschten Praxisorientierung und einem hohen wissenschaftlichen Anspruch finden. Natürlich habe ich aber keine Musterlösung dafür parat.

Die dritte Herausforderung ist die ganz platte ökonomische oder strukturelle, dass wir mit weniger Studierenden gegenüber den Präsidien der Hochschulen deutschlandweit vernünftig und überzeugend auftreten müssen; selbstbewusst mit breiter Brust und mit Kreativität und Energie, sodass wir – ich nehme das Wort jetzt in den Mund, auch wenn es manche Kolleginnen und Kollegen nicht so gerne hören – auch als ‚Kleines Fach‘ eine vernünftige Existenz führen können.

LS: Wenn wir schon beim Thema Struktur sind: Wie sieht denn in der evangelischen Theologie gerade die Debatte um die Standorte der Fakultäten aus?

Michels: Wir führen die Debatten um Standortkürzungen nach meiner Wahrnehmung noch nicht ganz direkt, aber immer wieder zwischen den Zeilen. Das ist auf jeden Fall ein Thema. Ich merke das in Frankfurt ganz besonders deutlich. Wir haben es ja nicht besonders weit nach Mainz. Dort steht eine Theologische Fakultät, die von drei Landeskirchen umgeben wird: der Evangelischen Kirche im Rheinland, der Evangelischen Kirche der Pfalz und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. An jedem der beiden Standorte stellt sich die Frage: Wie schaffen wir es, Studierende zu gewinnen, die unseren Standort stärken? Es gibt also eine gewisse und wachsende Headhunting-Mentalität, wenn ich den Begriff mal entlehnen darf. Über kurz oder lang reden wir eigentlich über Standortkürzungen. Die Frage ist nur: Wer geht und wer muss Platz machen? Und da versuchen die Standorte kreativ zu sein. „Theologietreiben zwischen Größenwahn und Bodenhaftung“: Traditionelle evangelisch-theologische Standorte wie Tübingen oder Heidelberg werden künftig vielleicht nicht immer nur auf ihre Tradition pochen können. Auch sie werden in einen ähnlich dynamischen

Sog hineinkommen wie unser kleiner Frankfurter Standort. Und sie sind es auch bereits.

LS: Sie stehen im Wettbewerb ...

Michels: Absolut. Das möchte ich auch sehr offen sagen. Es kann sein, dass mir Kolleginnen und Kollegen widersprechen, ich spüre aber sehr deutlich, dass wir versuchen, kreativer zu sein, energetischer, dynamischer. Und ich spüre bei mir selbst, dass ich das versuche, indem mein kirchenhistorisches Programm vielleicht ansprechender oder internationaler ist als an anderen Standorten. Sodass Leute eines Tages vielleicht wegen theologischer Afrikaforschung nach Frankfurt kommen, wer weiß.

LS: Wozu und wem könnte ein Theologiestudium künftig dienen? Welche unterschiedlichen Ziele kann man aus Ihrer Sicht damit erreichen?

Michels: In meiner ganz persönlichen Vorstellung hat ein Theologiestudium in Zukunft eine deutlich stärkere Affinität zu kulturwissenschaftlichen Studien und – im historischen Bereich – eine sehr viel stärkere Konzentration auf kulturgeschichtliche Phänomene. Nicht nur als Spiegel von Musik, Religion und Literatur oder Theater, sondern als kulturwissenschaftliche Disziplin, ähnlich wie die Cultural studies in Großbritannien und den USA. Man wird viel deutlicher auf das Ergebnis im zwischenmenschlichen Miteinander schauen – auf das, was dort an Produkten entsteht. Das ist übrigens auch eine theologische Haltung. Theologie als Kulturelement verstehen zu können, als zwischenmenschliche Verortungsstrategie vor Gott.

LS: Wer wird diese Theologie studieren?

Michels: Neben denjenigen, die ins Pfarramt und Lehramt gehen wollen, werden auch Menschen ins Theologiestudium einsteigen, die auf eine Kompetenz in Religionssachen zielen, und dann als Kulturhermeneuten, in der Tradition liberaler Theologie, in unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft arbeiten. Da gibt es heute schon ganz verschiedene Berufe, von der Unternehmensberatung bis zur Kulturjournalistik. Außerdem merke ich sehr deutlich, dass es immer noch Idealistinnen und Idealisten sind, die ins Theologiestudium kommen. Das ist ein Studium, das man nicht einfach mal macht, sondern ganz bewusst wählt. Da gibt es dann auch die biographischen Abbruchkanten im Studium, die wir im persönlichen Gespräch mit den Studierenden erörtern können. Gerade dieses persönliche Miteinander ist übrigens ein großer Vorteil im Theologiestudium. Die jungen Menschen studieren nicht nur ein Fach, sondern durchlaufen auch eine Lebensveränderung. Diese biographische Transformation mitzugestalten, ist auch eine Chance.

LS: Wenn Sie in die Zukunft schauen: Was werden junge Leute konkret tun, wenn sie Theologie studieren? Was steht auf dem Stundenplan? Was passiert im Seminarraum?

Michels: Mir persönlich liegt sehr viel daran, theologisch sprachfähige Menschen auszubilden. Ausbilden klingt zwar so, als ob ich eine Lösung hätte, die ich diktiere. Ich meine damit aber, den Diskurs zu üben. Dafür braucht es hochschuldidaktisch innovativere Methoden, um diskursiver ins Gespräch zu kommen – über Texte, theologische oder kulturgeschichtliche Entwürfe. Es wird sehr wichtig sein, eine Art hermeneutische Grundhaltung zu entwickeln. Das funktioniert nach meinem Dafürhalten am besten im Gespräch und in der Übung des theologischen Diskutierens, Argumentierens und Urteilbildens. Entscheidend ist deshalb zum einen, dass die Fächer in der Strukturveränderung sehr viel enger verzahnt gedacht werden müssen, als es bisher der Fall ist. Wenn beispielsweise Kirchengeschichte und Religionspädagogik enger zusammenarbeiten – wie ich das mit einem guten Freund mache –, dann lassen sich überzeugende Synergieeffekte erzielen. Zum anderen sollten wir uns in den theologischen Fächern ein bisschen schlanker nehmen und nicht ständig behaupten, unser Fachgebiet sei das Zentrum der Theologie um das sich alles drehe – und deswegen müsse man bei uns besonders viel lesen. Es geht vielmehr darum, Theologie als ein Gesamt ereignis kennenzulernen. Das bedeutet, auch tatsächlich interdisziplinäre Seminare und Module zu konzipieren, bei denen man nicht nur im Teamteaching nebeneinander sitzt, sondern wirklich verzahnt arbeitet. Da muss natürlich nachhaltig „entrümpelt“ werden, um Jörg Lauster zu zitieren. Gerade die sog. ‚historischen Disziplinen‘ innerhalb der Theologie sind hierzu aufgerufen.

Punkt zwei ist, dass wir als Hochschulpersonal – und da nehme ich mich selbst ganz besonders in die Pflicht – unsere Energie nicht ausschließlich in den Bereich der Forschung investieren, sondern uns auch stetig hochschuldidaktisch fortbilden. In der deutschen Universitätslandschaft haben wir natürlich das Problem, dass von uns Forschung und Lehre auf höchstem Niveau erwartet wird. Ehrlich gesagt: „In Forschung und Lehre die gesamte Breite des Faches zu vertreten“ – mit meinen 37 Jahren komme ich nicht auf die Idee, das auch nur ansatzweise zu behaupten. Aber ich gebe mir Mühe, mich hochschuldidaktisch über diverse Fortbildungen auf dem Laufenden zu halten. Ich probiere vieles aus – und sage den Studierenden, dass ich gerade didaktisch experimentiere. Da kommen manchmal ganz interessante Gespräche und interessante Ergebnisse heraus. Der Lernprozess ist dann durchaus bilateral – Dozierende und Studierende erzielen dann Lerneffekte gemeinsam. Hier etwas innovativer zu werden und durchaus auch mit Zeit-

aufwand die Studienordnungen zu überarbeiten, das würde schon sehr viel helfen, um aus den versteinerten Strukturen herauszukommen.

LS: Apropos versteinerte Strukturen: In unseren Disziplinen spielt ja die jeweilige Kirche eine bedeutsame Rolle. Wie erleben Sie das Verhältnis zu den Evangelischen Landeskirchen?

Michels: Ich erlebe die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau als unglaublich kreativ und zukunftsorientiert. Sie ist auch offen für Vorschläge aus der Universität, wenn sie nicht besserwisserisch rüberkommen. Auch die Gespräche bei Fakultäts- oder Fachbereichsbegehungen sind unglaublich fruchtbar und dynamisch. Gerade im Hinblick auf die Sprachanforderungen im Studium ist bei uns auf dem Evangelischen Fakultätentag zum Beispiel gerade viel los. Auch die Kirchen sind dabei, ihre Vorstellungen zu überdenken. Unsere Landeskirche – das möchte ich nochmal lobend hervorheben – ist da aber sehr offen. Und ich sage das nicht, weil ich Angst hätte, Ärger zu bekommen, sondern weil ich die Zusammenarbeit sehr schätze – und weil die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, vielleicht anders als andere Landeskirchen, auch durchaus konstruktive Kritik annimmt.

LS: Der Fachbereich Evangelischen Theologie in Frankfurt hat seine Gestalt in den vergangenen Jahren spürbar verändert. Was haben Sie genau getan?

Michels: Wenn man in Frankfurt aus dem Fenster auf die Bankentürme schaut, treibt es sich mit der Theologie schon ein bisschen anders als an anderen Standorten, wie meiner Alma Mater in Marburg. Frankfurt hat sich nach meinem Dafürhalten allerdings nicht komplett neu erfunden, sondern auf das besonnen, was man vor etwa 100 Jahren unter liberaler Theologie und/oder Kulturtheologie verstanden hat. Damals ging es darum, sich sehr viel stärker auf den Religionsbegriff und das Religiöse zu konzentrieren, hinzu kam im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine stärkere Öffnung evangelischer Theologie in liberaler Tradition gegenüber dem interreligiösen Diskurs. Jetzt ist uns besonders wichtig, auch transreligiöse Phänomene in den Blick zu nehmen. Wir wollen Menschen an unserem Fachbereich haben, die für Pluralität sensibilisiert und interreligiös sprachfähig werden. Diversität ist ein Markenzeichen nicht allein des theologischen Fachbereichs, sondern der Goethe-Universität überhaupt.

Deshalb setzen wir sehr auf die religionswissenschaftliche Kompetenzschiene. Wir haben eine herausragende religionswissenschaftliche Professur, eine weitere – gerade frisch berufen – mit religionswissenschaftlicher Schwerpunktsetzung zwischen Judentum und Islam und eine dritte, die auf jüdische Philosophie und Geistesgeschichte spezialisiert ist. Das ist die Martin-Buber-Professur, mit dem *Buber-Rosenzweig-Institut* – unserem

forschungsstärksten Institut, auf das wir sehr stolz sein können. Wir haben also Islamkompetenz und judaistische Kompetenz bei uns im Haus – und gleichzeitig eine Christentumsgeschichte. Sie versucht, aus der Theologie heraus auf interkulturelle Phänomene zu schauen. Das Osmotische der Religionen, das Miteinander-in-Verbindung-Treten und Übereinander-Hergehen ist uns ganz besonders wichtig. Das soll sich auch in den Ausbildungsstrukturen abbilden. Das ist alles noch ‚in der Mache‘, wie man im Ruhrpott sagen würde. Unsere Studienordnungen weisen aber in eine klare Richtung.

LS: Was hat diese Veränderung an Erfolgen und an Enttäuschungen gebracht?

Michels: Was Erfolge angeht: Wir haben tatsächlich recht viele Studierende in Frankfurt. Außerdem hat die Schwerpunktsetzung mit sich gebracht, dass wir Menschen an den Fachbereich berufen konnten, die mit ihrer interreligiösen Kompetenz vielleicht sonst gar nicht gekommen wären. Es gibt also immer noch eine theologische ‚Stammausbildung‘, aber gleichzeitig die Möglichkeit, sich interkulturell weiterzubilden. Studierende können sich also tatsächlich interdisziplinär, interreligiös und interkulturell qualifizieren. Diese ‚Inters‘, die irgendwo auf einem Zettel stehen und üblicherweise nur in Antragsprosa vorkommen, werden bei uns in die Tat umgesetzt. Richtige Enttäuschungen gab es weniger, es stellen sich eher praktische Fragen: Wie geht denn das jetzt konkret mit der Zusammenarbeit zwischen diesen Professuren? Können wir die Kooperationen verbindlicher strukturieren? In den Studienordnungsentwürfen, die wir gerade erarbeiten, modellieren wir dafür Rahmenbedingungen. Wir sind ein junger, dynamischer und kreativer Fachbereich, was auch in den Gesprächen über Rahmenbedingungen des theologischen Studiums im 21. Jahrhundert deutlich wird.

LS: Es ist nicht selbstverständlich, dass sich eine Fakultät jenseits von Antragsprosa ernsthaft entscheidet, Schwerpunkte zu setzen. Wie kommt man zu diesen neuen Perspektiven? Was würden Sie einer Fakultät raten, die das auch machen will?

Michels: Als erstes würde ich dazu raten, dass das Professorium sich öfter zu intensiven Gesprächen zurückzieht, auch mit den Mitarbeitenden aus dem Mittelbau und der Studierendenvertretung. An dieser Stelle muss ich natürlich lobend erwähnen, dass wir ein Kollegium haben, das das zulässt. Das ist nicht selbstverständlich und ein großer Segen für mich. Wir planen also tatsächlich Professoriumsretreats, ziehen uns zurück und diskutieren zum Beispiel vier Tage über Religionen in Relation. Und dann stellt jeder und jede vor, was er oder sie beitragen kann, um nicht nebeneinander zu existieren, sondern zu koexistieren oder Symbiosen einzugehen. Die Initiative dafür

ging von den Professuren für Religionswissenschaft aus. Als gesprächsverbliebter Mensch bin ich sofort eingestiegen und habe – mit meiner begrenzten Kompetenz – gleich gemerkt: Es gibt so viele Anknüpfungspunkte und ich verstehe so vieles besser im Gespräch mit den Kolleginnen und Kollegen. Was mich sehr interessiert, ist zu versuchen, das Christentum an seinen Rändern zu verstehen: an den kulturellen Rändern, auch in der Geschichte und in den Begegnungszonen der Christentumsgeschichte. Ich meine: Kirchengeschichte interkulturell. Das verstehe ich aber nur, wenn ich mit jemandem spreche, der Ahnung von arabischer oder jüdischer Philosophie hat. Ansonsten bleibt es beim Lehrbuchwissen.

Außerdem würde ich dazu raten, etwas mutiger nach vorne zu gehen und Beharrungsstrukturen beharrlich abzubauen. Wie immer, wenn Veränderungen eintreten, gibt es Unsicherheiten. Manche reagieren darauf mit dem Sprung nach vorne, manche reagieren mit einem Schritt zurück. Im Prinzip kann nicht viel passieren, wenn man es mutig angeht. Der Sprung bleibt natürlich ein Sprung ins Ungewisse. Im besten Fall gibt es eine kreative und eine ziemlich kluge Idee, um etwas umzusetzen. Und man kann Studierende oder Menschen, die gerade ihr Abitur machen, fürs Theologiestudium gewinnen. Im schlechtesten Fall muss man etwas korrigieren. Mehr kann tatsächlich nicht passieren. Die Theologie wird nicht an Geltung verlieren, wenn sie sich aus sich selbst herausbewegt. Dafür sind Mut und Entschlossenheit erforderlich. Beharrungsstrukturen nach dem Motto „Das war immer schon so, das lassen wir mal lieber so“ haben in den seltensten Fällen tatsächlich geholfen.

LS: Als Historiker sieht man manches vielleicht entspannter: Aus welcher historischen Situation gewinnen Sie Perspektiven für die Gestaltung der Gegenwart?

Michels: Das sehe ich in jedem Fall an mehreren Stellen in der Kirchengeschichte. Nicht nur in der westlichen, mitteleuropäischen Kirchengeschichte, sondern auch etwa in der afrikanischen.

Für mich als evangelischer Theologe ist immer noch die Reformation ein entscheidendes Ereignis. Nicht nur wegen ihrer Innovationen, sondern gerade wegen der Transformation und dem langsamen und sorgsamem Überdenken. Ich mag die norddeutsche lieber als die Wittenberger Reformation. Da wurde langsam und sorgfältig nachgedacht: Was ist denn jetzt gut für die Stadt Lübeck oder für Hamburg? Welche Änderungen gehen wir ein und was behalten wir bei? Man war im Gespräch mit Menschen, was ihnen im Glauben gut tut, und betrieb keinen blinden, tumben und wütenden Bildersturm. Daraus kann man sehr viel lernen: Transformation ist ein Begriff, der sanft genug ist, um nicht alles zu zerschlagen, was denen wichtig war,

die vor mir da waren. Er ist aber gleichzeitig auch nicht konturlos, sondern gibt mir die Chance, mich selbst in einem systemändernden Moment einzubringen.

Der zweite Punkt ist die frühe Aufklärung, der Aufbruch im 17./18. Jahrhundert: Das Aufbrechen der Schale, neuer Denkstrukturen, sich zu erlauben, über den Tellerrand hinauszudenken, frecher zu formulieren, die Denkungsart zu überdenken, mit dem Ziel der universellen Bildung für alle Menschen, unabhängig davon, woher sie kommen, Bildungsräume zu schaffen – und die Universität als freien Bildungsraum zu genießen. Das wünsche ich Studierenden heute von Herzen.

Dann die Romantik um 1800: Der Moment, in dem man aus dem Denken ins Träumen kommt. Hinter dem Sichtbaren auch das zu sehen, was das Sichtbare weithin umspannt. Das hilft manchmal, wenn man heute in Reformdebatten vor den dicken Brettern steht, die zu bohren sind, auf den Raum hinter, zwischen oder jenseits dieser Bretter zu schauen.

LS: Sie erforschen unter anderem die globale Christentumsgeschichte der Neuzeit. Welche Veränderungen könnte die Globalisierung des Christentums – insbesondere seine ‚Entwestlichung‘ – in der hiesigen theologischen Landschaft mit sich bringen?

Michels: Die Öffnung für den internationalen theologischen Raum verlangt erst einmal eine Revision des Kanons, des Bildungsinhalts von Theologie überhaupt: Welche Theologinnen und Theologen lesen wir eigentlich mit den Studierenden? Warum machen wir das? Warum lesen wir in der evangelischen Theologie immer Luther? Warum lesen wir als Grundlagentheologie nicht mal Texte aus dem Civil Rights Movement der USA in den 1960er-Jahren? Vielleicht denkt man die Eschatologie Karl Barths noch mal völlig anders, wenn man bei James H. Cone nachgelesen hat. Die Konfrontation europäischer Theologien mit anderen Theologien ist enorm fruchtbar, wenn man diese als eigenständige Entwürfe ernst nimmt und nicht eurozentristisch liest. Das gilt auch für den afrikanischen Raum. Subsahara-Afrika ist das Gebiet, in dem ich mich vor allem zu bewegen beginne: Da gibt es so viel kreative Theologie, die noch nie etwas von westlicher Theologie gehört und eigenständig über Gott nachgedacht hat; Systeme, die etwa nicht Thomas von Aquin studiert, sondern sich eigene Gedanken über das Sein vor Gott gemacht haben. Hier ist es wichtig, die Kenntnis der Studierenden auch auf diesen internationalen theologischen Raum zu konzentrieren.

Dann kommt die Frage: Wie schaffen wir den Studierenden einen Zugang zu diesen Problemen einer weltweiten Theologie? Plötzlich findet man Fragekreise, die ähnlich sind, etwa die nach Gottes Wesen oder über die Rolle der Frauen in der Bibel. Das ist in manchen Kulturen völlig anders als bei

uns. Hier können wir selbst noch in Lernprozesse treten, statt zu sagen, wir in Europa hätten die Deutungshoheit, weil wir eine lange Geschichte von den Kathedral- und Domschulen bis zur Gründung der Universität haben. Dabei wissen wir doch eigentlich sehr genau darüber Bescheid, welche breiten und interkulturellen Einflussfaktoren europäische Theologie geformt haben. Man denke an Aristoteles oder an die schlichte Tatsache, dass viele wichtige Kirchenväter keine Europäer im engeren Sinne waren. Genau dafür muss das theologische Studium sensibilisieren. Pfarrerinnen und Pfarrer, Lehrerinnen und Lehrer wie Forschende treiben Theologie in einer multikulturellen Gesellschaft mit entsprechenden Fragen und Sorgen. Die theologische Praxis, die Seelsorge, Predigt und Unterricht haben auf diese Herausforderungen zu reagieren und nicht auf alte Strukturen zu beharren. Beweglichkeit und Dynamik ist das Signum unserer Zeit. Und leider auch nationalistisches Einigeln in Identitätsdiskurse, die völlig verfehlen, was die Zeichen der Zeit sind. Theologie muss auf Transnationalität verweisen und darauf, dass uns mehr eint als bloße nationalistische Identitätskonstrukte. Hier sehe ich einen auch gesellschaftlichen Verantwortungsrahmen theologischer Wissenschaft.

LS: Zum Schluss, ganz kurz: An der Theologie fasziniert mich ...

Michels: ... eigentlich fast alles: ihre Dynamik, ihre Agilität, ihre intellektuelle Weite, ihre unfassbare geistliche Tiefe, die Schätze des Wissens, die man überall bergen kann und ihre Sprachfähigkeit gegenüber anderen Fächern.